

Landschaft und Umwelt in der deutschen Geschichte*

(Die Besondere Vorlesung am 26. März 2009)

Lassen Sie mich mit einer vielleicht etwas einfältig wirkenden Frage beginnen: Mein heutiges Thema befasst sich mit Landschaft und Umwelt in Deutschland im Verlauf der letzten 250 Jahre. Ist das ein *großes* Thema? Die Antwort lautet selbstverständlich: Das kommt darauf an. Es kommt darauf an, womit man es vergleicht. Ein etwa acht Generationen der Geschichte der Menschheit umspannendes Thema greift zeitlich weit mehr um sich als die meisten historischen Themen – gleichgültig, ob es sich um eine Biografie (also die Spanne eines Einzellebens) oder um die Geschichte eines politischen Ereignisses handelt. Wenn aber ein Zeitraum von 250 Jahren gemessen an diesen Normen lang ist, dann ist er nach anderen Maßstäben recht kurz. Ich denke da z.B. an Alfred Crosbys Arbeit über den biologischen Austausch zwischen Europa und der übrigen Welt über ein Jahrtausend hinweg, oder an Fernand Braudels Begriff der *longue durée*, welche das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt bestimmte – nach Braudel „eine fast unmerklich vorüberziehende Geschichte.“¹ In noch größerem Maßstab denke ich aber zum Beispiel auch an Werke, die sich mit dem Feuer in der Geschichte der Menschheit befassen – oder auch an ein neues Genre, das als „Big History“ bezeichnet wird, im Sinne von Büchern wie David Christians *Maps of Time* (Landkarten der Zeit).² Es beginnt mit dem Urknall und erreicht die Geschichte menschlichen Lebens auf Erden im siebten von fünfzehn Kapiteln.

* Übertragung aus dem Englischen von Ilse Andrews. Für Hilfe bei der Überarbeitung des Textes bin ich auch Philipp Lehmann und Gabriel Montua sehr dankbar.

¹ Braudel, Fernand: *The Mediterranean and the Mediterranean World in the Age of Philip II*. London 1972, S. 20.

² Pyne, Stephen: *Vestal Fire. An Environmental History Told through Fire, of Europe and Europe's Encounter with the World*. Seattle 1997; Goudsblom, Johann: *Fire and Civilization*. London 1992; Christian, David: *Maps of Time. An Introduction to Big History*. Berkeley 2004.

Ausschlaggebend ist nicht, ob *ein* Maßstab sich besser für Geschichte eignet als ein anderer, sondern vielmehr, dass wir uns dessen bewusst sein müssen, dass man Geschichte über ganz verschiedene Maßstäbe hinweg erforschen kann. Zum Werkzeug des Historikers gehört das Teleskop ebenso wie das Mikroskop. Das Spiel mit Maßstäben – Jacques Revel nennt es *jeux d'échelles* – ist wirklich wichtig.³ Der gewählte Maßstab ändert nämlich, was wir sehen und wie wir es sehen. Das haben uns die Theoretiker der Mikrogeschichte gelehrt. Auch die „Big History“ erteilt uns eine Lektion darin. Für diejenigen von uns, die sich mit der Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und der Natur befassen, kann es von besonderer Bedeutung sein. Denn wir müssen die Wirkung plötzlicher Veränderungen an der Stelle, die von den Chaostheoretikern als Kritikalität bezeichnet wird, erkennen. (Das beste Beispiel dafür ist der bekannte Schmetterlingseffekt.) Andererseits erforscht Umweltgeschichte die unermesslich lange Geschichte der Biosphäre. Die Auswirkungen unserer Kohlendioxid-Emission werden noch dann spürbar sein, und die Halbwertszeit der abgebrannten Uranstäbe wird noch nicht abgelaufen sein, wenn die Präsidentschaft von George W. Bush kaum mehr erinnert werden wird.

Das war eine Bemerkung bezüglich der Zeit, also der primären Dimension, in der wir Historiker arbeiten. Geschichte ereignet sich aber auch im Raum. Und das ist etwas, das Historiker allzu leicht vergessen – allerdings nicht solche Historiker, die sich mit der Umwelt befassen. Meine ganze akademische Laufbahn dreht sich um Deutschland. Es lohnt sich, die gleiche Maßstabfrage über Deutschland im globalen Zusammenhang zu stellen. Die 80 Millionen Menschen im vereinten Deutschland sind etwa 1,2 Prozent der Weltbevölkerung (im Jahre 1800 war das der doppelte Prozentsatz). Flächenmäßig ist China 27-mal so groß. Deutschland würde sogar zweimal in die Fläche von Texas passen. Und ein noch plastischeres Beispiel: Das historische Königreich Sachsen, dieser Kampfplatz der neueren deutschen und europäischen Geschichte, ist um einiges kleiner als der Yellowstone National Park in Wyoming – jenes Wahrzeichen des amerikanischen „Wildnis“-Schutzes.

Solche groben Abmessungen nützen aber wenig. In der Neuzeit hat Deutschland die Welt in einer Weise beeinflusst, die in keinem Verhältnis zu seiner Größe steht – und zwar in kultureller, wirtschaftlicher, politischer und militärischer Hinsicht. Aus der Umweltperspektive betrachtet, haben die heutigen Deutschen einen weit größeren Anteil an den Ressourcen der Welt verbraucht als es ihr Anteil an der Weltbevölkerung rechtfertigt, wenn er auch wesentlich geringer ist als in Texas – und das trifft auch jetzt noch zu und schließt nicht zuletzt die Energieressourcen ein. Andererseits setzt Deutschland nun einen hohen Standard für Umweltschutz und Überwachung des Energieverbrauchs. Seine Unternehmen exportieren weltweit Technologien zur

³ Revel, Jacques: *Jeux d'échelles*. Paris 1996.

Steuerung der Verschmutzung und zur Erzeugung grüner Energie. Hinzu kommt, dass die Partei der Grünen in Deutschland mehr Wählerstimmen gewinnt und politisch erfolgreicher ist als die grünen Parteien in anderen Ländern.

Man sollte sich vielmehr im Bezug auf Maßstäbe fragen, ob der Nationalstaat überhaupt die geeignete Ebene ist, auf der die Fragen der Umweltgeschichte gestellt werden sollten. Die Aktivisten der 1970er Jahre hatten ein Schlagwort: „Think globally, act locally“, also „global denken, lokal handeln“. In mancher Hinsicht muss auch die Umweltgeschichte sowohl subnational als auch übernational konzipiert und geschrieben werden. Lokal, also subnational ist sie deshalb, weil das der Maßstab der speziellen Einzugsgebiete der Flüsse oder eines charakteristischen Habitats ist, für welche sich der Historiker interessiert. Mein 2007 in deutscher Übersetzung veröffentlichtes Buch, *Die Eroberung der Natur*, besteht aus einer Reihe von lokalen Studien – von den Marschen des Oderbruchs im Osten bis zum Oberen Rheintal im Westen, vom Jadebusen und den Mooren auf der Friesischen Halbinsel im Norden bis zu den Bayerischen Alpen im Süden.⁴ Dennoch: Umweltgeschichte muss zwar häufig in einem kleineren Maßstab als dem des Nationalstaates betrieben werden, geht aber trotzdem oft über Staatsgrenzen hinweg. Die Oder, die Donau, der Rhein – sie alle sind deutsche Flüsse; sie sind aber auch internationale Flüsse. Kommt etwas Unwillkommenes den Fluss herunter – sei es Chemiemüll oder Hochwasser – dann hält es nicht an nationalen Grenzen an. So ist es auch mit industrieller Luftverschmutzung – und Schlimmerem, woran uns die Katastrophe von Tschernobyl erinnert.

Solche Beispiele dienen auch als Mahnung, dass Umweltgeschichte die Politik weder außer Acht lassen kann noch soll. Gerade dies kann unter anderem als Grundlage dienen, um über Umweltgeschichte innerhalb eines Nationalstaates zu sprechen, denn diese Geschichte ist ja so unmittelbar mit der Staatspolitik verflochten. Das ist eines meiner heutigen Themen. Ein ganz besonderer und emotionsgeladener Aspekt des Zusammenhanges zwischen Umwelt und deutscher Politik ist die Frage, wie wir das NS-Regime in seiner Beziehung zum Naturschutz bewerten. Es ist dies eine heikle Frage. Aber auch mein zweites Thema stellt eine schwierige Frage: Welche Haltung nehmen die Historiker gegenüber dem langjährigen Fortschreiten der Umweltveränderung ein? Ich möchte die Behauptung aufstellen, dass wir oft die wenig reizvolle Wahl zwischen „optimistischen“ und „pessimistischen“ Darstellungen haben – und möchte einen Ausweg vorschlagen. Mein drittes und letztes Thema führt mich dann geradewegs zu den beiden Schlüsselbegriffen im Titel dieses Vortrags:

⁴ Blackbourn, David: *Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft*. München 2007. Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *The Conquest of Nature. Water, Landscape, and the Making of Modern Germany*.

Landschaft und Umwelt. Mein schon erwähntes Buch heißt *Die Eroberung der Natur*. In der deutschen wie auch in anderen Sprachen hat das Wort „Natur“ mindestens zwei verschiedene Bedeutungen. Es bezeichnet sowohl eine Projektion menschlicher Vorstellungen und Gefühle auf die Welt der Natur, aber auch diese Welt selbst – ihre Atmosphäre, Lithosphäre, Pedosphäre, Hydrosphäre und so weiter. Es handelt sich um den Unterschied zwischen „Natur“ und „Natur an sich“. Wie schon oft, wenn meine Zuhörer/Leser Historiker waren, plädiere ich dafür, uns mit beidem zu befassen.

Man könnte verschiedene Brillen zur näheren Betrachtung der Geschichte einer sich verändernden Umwelt und sich verändernder Beziehungen zur Natur im Verlauf der letzten 250 Jahre aufsetzen. Man könnte die Entwicklung der Umweltverschmutzung nachvollziehen, wie viele deutsche Umwelthistoriker es in den 1980er Jahren taten. Man könnte zum Beispiel mit der bei dem Abbrennen von Mooren entstehenden Luftverschmutzung beginnen, die als blauschwarzer Dunst über Norddeutschland stand und sich je nach Windrichtung bis nach Lissabon oder St. Petersburg ausbreitete.⁵ Dann würden wir von der Ära der Schwerindustrialisierung berichten mit ihrer Geißel des Fabrikrauches und der Verschmutzung von Flüssen wie der Emscher, die im ausgehenden 19. Jahrhundert als „dunkelschwarz gefärbt und einen wahrhaften Pestilenzgestank verbreitend“ beschrieben wurde, ein durch Ammoniak und Teer vergifteter Fluss.⁶ Diese Entwicklung blieb im Grund dieselbe, bis endlich um 1970 sowohl der Luftverschmutzung als auch der Wasserverschmutzung Einhalt geboten wurde und man beides rückgängig zu machen begann.

Genauso gut könnte man die deutsche Umweltgeschichte und Landschaftsgeschichte durch Untersuchungen angehen, was in den letzten 250 Jahren mit der deutschen Flora und Fauna geschehen ist: Botaniker, Zoologen und zahlreiche naturkundliche Ortsvereine im deutschsprachigen Europa haben uns durch ihre Forschungsarbeiten reichlich Quellenmaterial geliefert. Vor fast 20 Jahren hatte ich vor, ein Buch über die Deutschen und ihr Verhältnis zu Tieren zu schreiben, habe es aber – leider – dann doch nicht getan. Es gibt bis heute kein Werk, in dem die Schlüsselemente dieser Geschichte wenigstens teilweise zusammengeführt wären, zum Beispiel die spätestens Anfang des 19. Jahrhunderts vollzogene bewusste Ausrottung von Arten

⁵ Küster, Hansjörg: *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa*. München 1995, S. 276. Pyne: *Vestal Fire* (wie Anm. 2), S. 171, 175.

⁶ Rommelspacher, Thomas: *Das natürliche Recht auf Wasserverschmutzung*. In: Brüggemeier, Franz-Josef/Rommelspacher, Thomas (Hg.), *Besiegte Natur. Geschichte der Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert*. München 1987, S. 54.

wie Wolf, Bär und Luchs durch Jagd; das weniger dramatische aber weiter verbreitete Verschwinden vieler Arten in ganz Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert als Folge von Verlust oder Störung ihres Habitats; die Ankunft von „invasiven Arten“; und der Nachdruck, mit dem Tierschutz seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland erfolgt. Friedemann Schmoll und andere haben über die parallele Geschichte der schwindenden Vogelarten berichtet und über die Bemühungen der einflussreichen deutschen Vogelschutzvereine, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten. Gleichgültig, ob wir über *Bruder Tier* oder das Schicksal unserer „gefiederten Freunde“ sprechen, bedarf es kaum der Versicherung, dass alle Diskussionen über ihren Schutz mit Debatten über Kultur und Werte – deutsche Kultur und ihre Werte – Hand in Hand gingen.⁷

Das ist auch höchst zutreffend im Bezug auf eine weitere lohnende Art, deutsche Umweltgeschichte der letzten 250 Jahre zu schreiben, nämlich durch Nachforschungen über den deutschen Wald. Interessanterweise tauchten überall, wo ich in den letzten drei Jahren über mein Thema – das sich ja in erster Linie mit Wasser befasst – gesprochen habe, Fragen über den deutschen Wald auf. Über das letztere Thema wollte mich ein Reporter im Sommer 2008 in Berlin interviewen. Es war auch das Thema, über das ich gebeten wurde, für eine Sonderausgabe der Wochenzeitung *Das Parlament*, die dem deutschen Wald gewidmet war, etwas zu schreiben.⁸ Kein anderer Aspekt der Natur ist so überzogen mit Mythos, so eng mit dem nationalen Selbstbewusstsein der Deutschen verbunden, wie ihr Wald.⁹ In der Neuzeit war Deutschland auch das unbestrittene „Vaterland der Forstwirtschaft.“ Während die Holländer die Meister der Hydraulik waren und ihre Fachkenntnisse bei Entwässerungs- und Neulandgewinnungsprojekten von den englischen *Fenlands* bis zur

⁷ Schmoll, Friedemann: Indication and Identification. On the History of Bird Protection in Germany, 1800–1918. In: Lekan, Thomas/Zeller, Thomas (Hg.), *Germany's Nature*. New Brunswick 2005, S. 161–182. Siehe auch Schmoll, Friedemann: Erinnerung an die Natur. Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich. Frankfurt/M 2004 und Wöbse, Anna-Katharina: Lina Hähnle und der Reichsbund für Vogelschutz. In Radkau, Joachim/Uekötter, Frank (Hg.), *Naturschutz und Nationalsozialismus*. Frankfurt/M, S. 309–328.

⁸ Über allen Wipfeln ist Unruh. Der Wald: Ein wichtiger Umwelt- und Wirtschaftsfaktor – aber auch ein Objekt der Sehnsucht. In: *Das Parlament*, 57. Jg., Nr. 48, 26. November 2007, S. 1.

⁹ Weyergraf, Bernd (Hg.): *Waldungen – Die Deutschen und ihr Wald*. Berlin 1987; Lehmann, Albrecht: *Von Menschen und Bäumen: Die Deutschen und ihr Wald*. Reinbek 1999; Lehmann, Albrecht/Schriewer, Klaus (Hg.): *Der Wald – ein deutscher Mythos?*. Berlin 2000.

Unteren Weichsel einsetzen, waren die Deutschen im 18. Jahrhundert die Pioniere der ‚rational‘ betriebenen Forstwissenschaft und exportierten ihr Fachwissen in die ganze Welt. Und doch war Deutschland gleichzeitig auch das Land, das im 19. Jahrhundert und später noch die ‚rational‘ betriebene Forstwissenschaft in Frage stellte. Ich beziehe mich auf die Lehre vom *Dauerwald*, also auf einen Begriff, den wir aus ökologischen Gründen befürworten, auch wenn er damals stark mit weniger erfreulichen völkischen Gesichtspunkten belastet war.¹⁰ Die Geschichte des deutschen Verhältnisses zum Wald hat in unserer Zeit ein bedeutendes Nachspiel: Wenige Streitfragen haben die deutschen Umweltschützer in den 1980er Jahren so erfolgreich mobilisiert wie der Schlachtruf „Waldsterben“ – denn das Sterben des Waldes hing ja mit dem sauren Regen zusammen. Allerdings waren, wie Franz-Joseph Brüggemeier gezeigt hat, die Behauptungen über den sterbenden Wald in mancher Beziehung irreführend. Forscher haben bewiesen, dass die Bäume in Europa einschließlich Deutschlands in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schneller als je wuchsen. Zwischen 1950 und 1990 nahmen die bewaldeten Flächen in Europa um 43 Prozent zu. Der stärkste Zuwachs wurde teilweise in Deutschland erzielt.¹¹ Wie auch der angebliche Holzangel der ausgehenden 18. Jahrhunderts, den Joachim Radkau überzeugend in Frage gestellt hat, erwies sich das Waldsterben als weitere Halbwahrheit.¹² Hier darf ich anmerken, dass Brüggemeier und Radkau zu Deutschlands bedeutendsten Umwelthistorikern gehören und dass ihre „grünen“ Sympathien außer Zweifel stehen. Was sie erreichten, war, dass sie eine einfache – zu stark vereinfachte – Schilderung komplizierter gestalteten. Auf dieses Thema komme ich gleich noch einmal zurück.

In meinem Buch ist nun von Verschmutzung, bedrohter Flora und dem Schicksal der Fauna vom Wolf und Biber bis zum Lachs und der bescheidenen Köcherfliege ebenso die Rede wie vom deutschen Wald. Ich entschloss mich aber, die deutsche Umweltgeschichte durch eine andere Brille zu betrachten. Mich interessierte hauptsächlich die Umformung der deutschen Feuchtgebiete – der Sümpfe und Moore, Bergbäche und Flusstäler im Tiefland. Darauf möchte ich mich ab hier in meinem

¹⁰ Imort, Michael: A Sylvan People: Wilhelmine Forestry and the Forest as a Symbol of Germanism. In: Lekan/Zeller (Hg.): Germany's Nature (wie Anm. 7), S. 55–80.

¹¹ Brüggemeier, Franz-Josef: Waldsterben: The Construction and Deconstruction of an Environmental Problem. In: Mauch, Christof (Hg.), Nature in German History. New York 2004, S. 119–131.

¹² Radkau, Joachim: Zur angeblichen Energiekrise des 18. Jahrhunderts: Revisionistische Betrachtungen über die „Holznot“. In: Vierteljahrshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 73 (1986), S. 1–37.

Vortrag konzentrieren. Es ist immer problematisch, ein Thema zu diskutieren, über das man bereits ein dickes Buch veröffentlicht hat. Das erinnert mich an einen der weniger bekannten Sketche von Monty Python, den Wettbewerb „Zusammenfassung von Proust“, bei dem die Teilnehmenden innerhalb einer Minute *A la Recherche du Temps Perdu* zusammenfassen mussten (was sie hauptsächlich durch *sehr* schnelles Sprechen erzielten). Lassen Sie mich (sehr schnell) hinzufügen, dass ich keineswegs beabsichtige, mich mit Proust zu vergleichen. Allerdings will ich Ihnen auch keine Zusammenfassung meines Buches anbieten. Ich möchte aber die bereits erwähnten drei Schlüsselthemen aus ihm herausgreifen.

Ich darf Sie also bitten, sich einen Deutschen des 20. Jahrhunderts vorzustellen, der in das Jahr 1750 zurückversetzt wird. Viele Aspekte der Landschaft hätten damals völlig anders ausgesehen. Viel weniger Land war bebaut, viel mehr davon von Sand oder Gestrüpp und vor allem von Wasser beherrscht. Der moderne Besucher hätte nicht weit zu gehen, bis er auf zahlreiche, inzwischen längst ausgetrocknete und vergessene Teiche und Seen stoßen würde oder auf Sümpfe, die im 18. Jahrhundert von Deutschen mit den Feuchtgebieten der Neuen Welt – sogar mit Amazonien – verglichen wurden. Solche Sümpfe, wie zum Beispiel der Oderbruch, waren mit ihren engen Wasserläufen und darüber hängenden Schlingpflanzen die Heimat von Stechmücken, Fröschen, Fischen, Wildschweinen und Wölfen. Sie sahen nicht nur anders aus, sondern rochen und klangen ganz anders als die offene Landschaft von Kanälen und Feldern – die holländische Landschaft – mit der die heutigen Bewohner der norddeutschen Ebene vertraut sind.¹³

Auch die Stromtäler sind verändert worden – das Rhein- und Elbetal ebenso wie das der Oder. Ganz anders als die moderne Wasserverkehrsstraße, die so konstruiert ist, dass sie in einem einzigen Bett zwischen ihren begradigten Uferdämmen rasch dahinfließt, schlängelte sich der Strom des 18. Jahrhunderts durch seinen Überschwemmungsbereich oder zog durch Hunderte von Einzelrinnen dahin, die durch Inseln und Sand- oder Kiesbänke voneinander getrennt waren – ideale Laichplätze für die Fische. Auch die bedeutendsten Ströme flossen je nach der Jahreszeit rasch oder langsam, also nicht in dem gleichmäßigen Tempo, das dem heutigen Schiffsverkehr gemäß wäre. Vielfach wurde das Flussufer von dichten Auenwäldern begleitet. So hätte sich der Rhein dem Auge unseres modernen Zeitreisenden dargeboten – der Fluss, in dem Goethe Lachs fischte und in dem Hunderte von Menschen Gold wuschen. Der Rhein, der im 19. Jahrhundert schließlich zum höchsten Symbol des deutschen Selbstbewusstseins wurde, war ein neuer und völlig anderer Fluss.¹⁴

¹³ Blackbourn: Eroberung (wie Anm. 4), Kap. 1.

¹⁴ Blackbourn: Eroberung (wie Anm. 4), Kap. 2.

Unser in das 18. Jahrhundert zurückkehrende Reisende würde noch viele andere Dinge vorfinden, die seither verschwunden sind. Sich weit erstreckende Hochmoore, die in Tausenden von Jahren entstanden waren, waren fast völlig unberührt. Wie ein protestantischer Pfarrer schrieb, waren sie „entweder ganz unzugänglich oder doch schwer und gefährlich zu betreten“.¹⁵ Außerdem hätte der moderne Besucher im Bergland der Eifel, im Sauerland und im Harz im 18. Jahrhundert immer noch durch Hunderte von Tälern wandern können, die heute ebenfalls verschwunden sind. Diese Täler ertranken später hinter Stauwehren. Ihre Dörfer und Felder waren noch nicht vom Wasser bedeckt – so wie die unter Wasser stehenden Hochmoore noch nicht von Feldern und Dörfern bedeckt waren.

Soeben habe ich eine Reihe von dramatischen Verwandlungen beschrieben, die durch Deutsche an ihrer Landschaft vorgenommen wurden. Sie wurden in der Regel als „Sieg“ über die Gewalt der Natur oder als deren „Eroberung“ gepriesen. Die Oder war „in Fesseln geschlagen“, schrieb Carl Heuer.¹⁶ Otto Intze, der Pionier des modernen Staudammbaus in Deutschland, schrieb 1902, „es muss doch bei den große Wassermassen führenden Flussläufen an geeigneten Stellen dem Wasser ein Kampfplatz so geboten werden, dass der Mensch Sieger bleibt.“¹⁷ Im Lauf der Zeit verschob sich der Ton vom gelassenen Optimismus der Aufklärung zum überzeugten Glauben des 19. Jahrhunderts an Wissenschaft und Fortschritt und zu den technokratischen Gewissheiten, die im ersten und zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts vorherrschten. Dem zugrunde lag die Vorstellung, es sei besser, die Natur zu bekämpfen als die Mitmenschen. Das erinnert uns daran, dass die „Eroberung“ der Natur im überwiegenden Teil der letzten 250 Jahre ein Anliegen war, das mit dem Optimismus der fortschrittlichen Meinung – „Schwerter zu Pflugscharen“ – Hand in Hand ging, eine Einstellung, die in der Deutschen Demokratischen Republik praktisch bis zu deren Ende noch lebendig blieb.

Selbstverständlich forderte aber diese Politik nicht nur enorme Umweltkosten. Es war auch illusorisch, anzunehmen, dass diese „Siege“ über die Natur eine Art friedlichen Triumphs für die Menschheit ganz allgemein bedeuteten. Betrachtet man diese Veränderungen näher – die Trockenlegung der Sümpfe, die Begradigung der Flussläufe, den Bau von Stauwerken – dann könnte man sie treffend als eine Reihe

¹⁵ Etwas von der Teich-Arbeit, vom nützlichen Gebrauch des Torff-Moores, von Verbesserung der Wege aus bewährter Erfahrung mitgetheilet von Johann Wilhelm Hönert. Bremen 1772, S. 82–83.

¹⁶ Christiani, Walter: Das Oderbruch. Freienwalde 1901. Gedicht auf den unpaginierten Seiten am Ende des Buchs.

¹⁷ Intze, Otto: Ueber Talsperren. In: Zeitschrift für Gewässerkunde 4 (1902), S. 253.

von „Wasserkriegen“ bezeichnen, in denen manche Deutsche in Konflikt mit anderen gerieten. Ein Stauwerkfachmann drückte dies Anfang des 20. Jahrhunderts so aus: „Mit der Herrschaft über das Wasser war auch die Gelegenheit des Streits über dasselbe gegeben.“¹⁸ Wasser dient dem Menschen auf vielerlei Weise. Schon allein die Flüsse sind eine mögliche Quelle für Trinkwasser sowie Wasch- und Badewasser. Sie dienen der Bewässerung der Felder und liefern mit ihren Fischen unmittelbare Nahrungsenergie. Sie treiben Wasserräder an, sind für eine Vielzahl industrieller Anwendungen unentbehrlich und stellen einen Transportweg dar. Viele Freizeitmöglichkeiten kommen noch dazu. Jede größere Umgestaltung der deutschen Hydrologie in den letzten zwei Jahrhunderten säte Zwietracht zwischen den rivalisierenden Benutzern, während Flüsse und Feuchtgebiete umgestaltet wurden, um neuen Interessen zu dienen. Anfänglich entstand ein Konflikt zwischen Fischern oder Jägern und den Bauern. Später standen sich landwirtschaftliche und industrielle Interessen gegenüber. Und noch später gerieten die mächtigen Industrieinteressen untereinander in Konflikt: Die Binnenschifffahrt zum Beispiel wollte, dass die Stauwehre für ausgeglichenen Wasserstand sorgen, während die Energiekonzerne wollten, dass die Stauwehre der Erzeugung von Wasserkraft dienen. Wasserkraft wiederum war ein Problem, das in Deutschland soziale und politische Differenzen zwischen dem an Kohle reichen Norden und dem nur spärlich mit Kohle begüterten Süden bloßlegte. Quer über all diese Konflikte hinweg gab es in der Regel einen Zusammenstoß zwischen den lokalen oder bescheideneren Ansprüchen und den großen Interessen; die schweren Bataillone gewannen dabei fast immer die Oberhand. Der Staat spielte eine große Vermittlerrolle. Manchmal war er auch der Initiator des Geschehens. In reichlich vielen Fällen, besonders im 18. und 19. Jahrhundert, bedurfte es zur Durchsetzung von Veränderungen der offenkundigen Macht des Staates. (Ich denke dabei an die Trockenlegung des Oderbruchs oder an die frühen „Rektifizierungen“ am Oberrhein.) Spätere Konflikte wurden dann durch Änderungen im Wasserrecht gelöst. Mit anderen Worten: Sie können bei Betrachtung der Art und Weise, wie Deutsche ihre Landschaften veränderten, deutlich sehen, wo die Machtgrenzen verliefen. Die Herrschaft über die Natur sagt uns viel über die Natur der Herrschaft. Das, was ich eben als „Wasserkriege“ bezeichnet habe, fand nicht nur im Inland statt. Genau wie die heutigen Wasserkriege im Nahen Osten und andernorts, erstreckten auch sie sich über die Grenzen Deutschlands hinaus. Die Veränderung der deutschen Hydrosphäre war oft das Nebenprodukt oder der Handlanger tatsächlicher Kriege. Einer der Zwecke des Trockenlegungsprojekts Friedrichs des Großen in Preußen war die Beseitigung von versteckten Unterschlüpfen, die Heeresdeserteure ebenso beherbergen konnten wie Wölfe; es war durchaus angebracht, dass Soldaten

¹⁸ Ziegler, Paul: Der Talsperrenbau. Berlin 1911, S. 5.

häufig bei diesen Projekten eine zentrale Rolle spielten. Manche davon spielten sich in Gebieten wie zum Beispiel Westpreußen ab, das der expandierende preußische Staat eben erst erworben hatte. Das 60 Jahre währende Projekt der Rektifizierung des Laufes des Oberrheins – von einem weiteren Heeresingenieur konzipiert, nämlich dem Badener Johann Tulla – war nur deshalb möglich, weil die französischen Armeen die Landkarte von Europa durch Vernichtung des Heiligen Römischen Reichs vereinfacht hatten. Wiederum war die Trockenlegung der Hochmoore im 19. und 20. Jahrhundert in mindestens zwei Hinsichten mit militärischen Auseinandersetzungen verbunden. Die Arbeiten wurden zum Teil von Kriegsgefangenen des Kriegs zwischen Preußen und Frankreich und des Ersten Weltkriegs ausgeführt. Dazu kommt, dass das Tempo der Landgewinnung in den Mooren nach 1918 zunahm, denn die Deutschen begannen sich nach dem Vertrag von Versailles als „Volk ohne Raum“ zu betrachten, so dass jeder landwirtschaftlich bebaute Hektar zählte. Das nationalsozialistische Regime beschleunigte die Veränderungen weiter, und zwar durch vom Reichsarbeitsdienst unternommene Großprojekte – um sich im Rahmen der Vorbereitung auf den nächsten Krieg möglichst weitgehend selbst mit Lebensmitteln versorgen zu können.

Nach 1939 und der Besetzung Osteuropas durch die deutsche Wehrmacht plante der NS-Staat groß angelegte hydrologische Projekte. Sie stellten eine Kombination von technokratischer Hybris und rassistischer Verachtung der slawischen Völker dar, deren „verwahrlostes“ Land beschlagnahmt worden war. Wohl das größtenwahnsinnigste, 1941 von den Planern im Generalgouvernement des besetzten Polens vorgeschlagene Projekt, hätte jüdische und slawische Zwangsarbeiter dazu eingesetzt, die (im heutigen Weißrussland gelegenen) Pripjat-Sümpfe, Europas größtes Feuchtgebiet, trockenzulegen.¹⁹ Die wenigen, weit verstreuten einheimischen Bewohner sollten vertrieben und an ihrer Stelle Deutsche und Holländer angesiedelt werden. Dieser Plan wurde nie ausgeführt. Wichtig ist dabei, dass in den Köpfen der Nationalsozialisten Rasse, Landgewinnung und Völkermord miteinander verschmolzen, und das vom Weichseltal bis nach Weißrussland und in die Ukraine. Gleichzeitig behaupteten aber dieselben Beamten, die derartige Pläne befürworteten, auch, dass die Deutschen nicht nur „Landschaftsgestalter“, sondern ebenfalls „Landschaftspfleger“ seien. Zum Beispiel äußerte Erhard Mäding, die Deutschen hätten in der Vergangenheit die „Wasserwildnis der Brüche“ gezähmt, das aber stets „in einem harmonischen Verhältnis zum natürlichen Leben in der Landschaft“ getan.²⁰

¹⁹ Blackbourn: Eroberung (wie Anm. 4), Kap. 5.

²⁰ Mäding, Erhard: Die Gestaltung der Landschaft als Hoheitsrecht und Hoheitspflicht. In: Neues Bauerntum 35 (1943), S. 23–24.

Dies konfrontiert uns mit einer bedeutenden Frage: Hat das Dritte Reich nicht neben seinen Verbrechen an der Menschheit auch eine deutlich „grüne“ Einstellung demonstriert, die auf eine konservative Kritik der modernen Gesellschaft im 19. Jahrhundert zurückging? Das ist es immerhin, was Autoren wie Anna Bramwell und Simon Schama behauptet haben, wobei sie auf Gestalten wie Walther Darré, den Reichsbauernführer und Fürsprecher der biologischen Landwirtschaft hinwiesen.²¹ Dann war da auch noch Alwin Seifert, der 1936 vor einer „Versteppung“ Deutschlands als Folge des durch hydrologische Maßnahmen in gefährlicher Weise gesunkenen Grundwasserspiegels warnte.²² Solche Argumente über die „grünen“ Nationalsozialisten haben manchmal dem Versuch gedient, die heutigen deutschen Grünen zu diskreditieren. Es gibt dafür sogar ein Schlagwort: das „Avocado-Syndrom“ – Menschen also, die zwar außen grün sind, aber einen „braunen“ Kern haben.²³

Fragen dieser Art veranlassten den damaligen Minister für Umweltfragen, Jürgen Trittin, einen Kongress zum Thema „Naturschutz und Nationalismus“ vorzuschlagen.²⁴ Dieser fand im Juli 2002 in Berlin statt, und ich gehörte zu den Rednern. Schon vorher, aber besonders danach, ist eine ganze Bibliothek voller Bücher zu der Frage „grün und braun“ entstanden.²⁵ Wie steht es also damit?

Ohne Zweifel gab es ideologische Gemeinsamkeiten zwischen deutschen Naturschützern und den Nationalsozialisten. Beide lehnten den liberalen Kapitalismus, die Landschaft verunstaltende Reklameschilder und das Anpflanzen „nicht-beheimateter“ Arten ab. Beide teilten auch einen rassistisch-biologischen Diskurs über ein angeblich in seinem „gesunden“ Heimatboden verwurzelt deutsches Volk. Ein führender Naturschützer, Paul Schultze-Naumburg, wurde 1932 als Mitglied der NSDAP in den Reichstag gewählt. Andere, wie z.B. Walter Schoenichen, begrüßten die Machtergreifung. Sie hatten einigen Grund für ihr Vertrauen, wenn man bedenkt, dass prominente Nationalsozialisten über die Erhaltung der Waldungen und

²¹ Bramwell, Anna: *Blood and Soil*. Richard Walther Darre und Hitler's "Green Party". Abbotsbrook 1985; Schama, Simon: *Der Traum von der Wildnis*. Natur und Imagination. München 1995, S. 84–87, 135–137.

²² Seifert, Alwin: *Die Versteppung Deutschlands*. In: *Deutsche Technik* 4 (1936), wiederabgedr. in Todt, Fritz (Hg.), *Die Versteppung Deutschlands?* Berlin und Leipzig 1938, später in Seiferts eigener Aufsatzsammlung *Im Zeitalter des Lebendigen*. Dresden 1941.

²³ Lorenz, Albrecht/Trepl, Ludwig: *Das Avocado-Syndrom*. In: *Politische Ökologie* 11 (1993–94), S. 17–24.

²⁴ Siehe Radkau/Uekötter (Hg.): *Naturschutz und Nationalsozialismus* (wie Anm. 7).

²⁵ Siehe z.B. Brüggemeier, Franz-Josef/Cioc, Matk/Zeller, Thomas (Hg.): *How Green Were the Nazis? Nature, Environment, and Nation in the Third Reich*. Athens/Ohio 2005; und Uekötter, Frank: *The Green and the Brown*. Cambridge 2006.

über Tierschutz sprachen und dass Wirtschaftstheoretiker der Partei Interesse an Wind- und Solarenergie zeigten. In der Tat wurde 1935 das Reichsnaturschutzgesetz verabschiedet. Es blieb noch lange Zeit die gesetzliche Grundlage für den Naturschutz in beiden deutschen Nachkriegsstaaten.

Aber – selbstverständlich gibt es ein „Aber“: Die Reichsstelle für Naturschutz litt an Personalmangel und mangelnder Vollstreckungsautorität; sie war außerdem nicht in der Lage, Einbrüche in naturgeschützte Gebiete durch wirtschaftliche Interessen oder durch bürokratische Planung zu verhindern. Denken wir zum Beispiel an den Weustenteich in Nordwestdeutschland. Als an Vogelarten reiches Feuchtgebiet wurde er 1936 unter Naturschutz gestellt. Bereits 1943 hatte der Erdgassektor ihn vollkommen zerstört.²⁶ Wasserkraftprojekte wurden fortgesetzt und Autobahnen gebaut, wobei der „Schutz“ in der Regel nichts weiter als eine ästhetische Zugabe war. Umweltfragen (wie z.B. Hitlers persönliche Sorge um das Verschwinden der Mooregebiete) mussten nahezu immer vor Wirtschaftsplanungen zurückstehen, denn letztere sorgten für Lebensmittel und für den Kriegsbedarf. Besonders war dies nach 1936 der Fall, als nämlich derselbe Mann – Hermann Göring – dem als Reichsforstmeister der Schutz der Natur anvertraut worden war, außerdem Beauftragter für die Durchführung des Vierjahresplans wurde – eine Doppelrolle, die als Musterbeispiel für Interessenkonflikte gelten kann. Es bestanden nie Zweifel darüber, welches Interesse Priorität hatte.²⁷

Das Hitlerregime war, anders als Stalins, prinzipiell nicht der vollkommenen Unterwerfung der Natur verpflichtet. Trotzdem steckt erheblich weniger hinter dem nationalsozialistischen Naturschutz, als man vermuten könnte. Was den „braunen“ Ursprung der Grünen in der Nachkriegszeit betrifft, so sind sich wohl die meisten Historiker darüber einig, dass eine echte Kontinuität zwischen dem Naturschutz im Dritten Reich und seinen politisch konservativen Fürsprechern in den Anfängen der Bundesrepublik vorliegt. Die von der sozial-liberalen Koalition unter Willy Brandt (dem Umwelt-Willy) nach 1969 und von den späteren Grünen verfolgte Politik bedeutet jedoch eine prinzipielle Wendung: die Sache des Naturschutzes machte einen Linksruck und die Begriffe Ökologie sowie Umwelt nahmen eine dominierende Stellung darin ein.

Erlauben Sie mir jetzt, ein Wort über die diversen Gedankengänge der Naturschützer zu sagen, ehe ich mich dem zuwende, was man als die Bilanz deutscher Eingriffe in die Natur im Verlauf der letzten 250 Jahre bezeichnen könnte. Seit der ausgehenden Zeit der Aufklärung und der Romantik zogen die deutschen Bemühungen

²⁶ Hamm, Fritz: Naturkundliche Chronik Nordwestdeutschlands. Hannover 1976, S. 232.

²⁷ Siehe Blackbourn: Eroberung (wie Anm. 4), Kap. 5.

um die „Eroberung“ der Natur Kritik auf sich. Ich möchte vier Hauptrichtungen solcher Argumente unterscheiden, wenn es freilich dabei auch Überschneidungen gibt. Die erste Kritik beruht auf der Religion und lautet, dass die Menschheit der göttlichen Schöpfung als Verwalter dienen solle. Beunruhigt durch die Trockenlegung der Moore und ihre Auswirkungen, schrieb der Bayer Franz von Kobell 1854, die Menschen seien bereit, die Vogelarten in den Mooren auszurotten, „als hätten sie das Recht, Schöpfungsverbesserer zu sein.“²⁸ Auch noch ein Jahrhundert später, zu Beginn der Bundesrepublik, konnte man diese Aussage häufig von Naturschützern hören. Zweitens haben Kritiker des menschlichen Eindringens in die Natur die ästhetischen Verluste (Zerstörung „malerischer“ Täler) hervorgehoben – ein Schwerpunkt der Argumente der Naturschützer in der gesamten Neuzeit, und immer noch eine wirkungsvolle politische Mobilisierungswaffe. Drittens gibt es das, was wir heute das „Vorsorgeprinzip“ nennen, wenn auch das Argument selbst weit länger existiert als diese Bezeichnung. So wurden zum Beispiel vor 200 Jahren in Preußen und den Niederlanden Stimmen laut, die warnten, dass die Begradigung des Oberrheins zu Überschwemmungen stromabwärts führen könnte.²⁹ Schließlich und vierens sind es kritische Aussagen über die gegenseitige Abhängigkeit aller Aspekte der Natur. Diese waren im Grunde post-darwinischer Art. Es ist daher auch einleuchtend, dass die Bezeichnung „Ökologie“ 1866 von einem der führenden Darwinisten, nämlich dem Physiologen Ernst Haeckel, geprägt wurde, der Ökologie als die Wissenschaft von dem Verhältnis eines Organismus zu seiner unmittelbaren Umgebung – seinen „Existenzbedingungen“ – definierte.³⁰

Wir sind die Erben all dieser Hinterfragungsansätze der menschlichen Hybris, wobei allerdings die Umwelthistoriker geneigt sein werden, sich mehr auf die letzteren beiden zu berufen. An diesem Punkt möchte ich eine schwierige Frage stellen: Sollten wir Historiker dieses Thema mit der vorgefassten Meinung angehen, dass die Eingriffe des Menschen in die Natur immer und unbedingt negativer Art waren? Oder – anders gefragt – bis zu welchem Grad sollten diejenigen von uns, deren eigene Sympathien „grün“ sind, dies zur Strukturgrundlage unserer historischen Schriften erheben? Lassen Sie mich hier einige der Schwierigkeiten nennen, denen ich beim

²⁸ von Kobell, Franz: Wildanger [1854]. München 1936, S. 10.

²⁹ Andre, Fritz: Bemerkungen über die Rectification der Oberrheins und die Schilderung der furchtbaren Folgen, welche dieses Unternehmen für die Bewohner des Mittel- und Niederrheins nach sich ziehen wird. Hanau 1828, S. iv; Bernhardt, Christoph: Zeitgenössische Kontroversen über die Umweltfolgen der Oberrheinkorrektion im 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 146 (1998), S. 299–311.

³⁰ Zirnstein, Gottfried: Ökologie und Umwelt in der Geschichte. Marburg 1994, S. 143–146.

Schreiben über die neuzeitliche Verwandlung der deutschen Wassergebiete begegnet bin. Man kann diese Geschichte auf zwei verschiedene Weisen erzählen. Ich will sie die optimistische und die pessimistische Version nennen – die eine im heroischen Pathos, die andere ein Sittenbild der gerechten Vergeltung. Die erste erzählt vom Fortschritt: Zunehmende Beherrschung der Natur durch den Menschen bedeutete Neuland und bessere Versorgung mit Lebensmitteln, Beseitigung von Malaria und lokalem Hochwasser, reichliche Trinkwasserversorgung sowie eine neue Energiequelle dank der Errichtung von Staudämmen. Bis vor einer Generation, als der Begriff der „Modernisierung“ seinen Glanz zu verlieren begann, war dies das zuversichtliche Register, in dem die Geschichte in der Regel dargestellt wurde. *It's getting better all the time* haben die Beatles 1967 gesungen, und die meisten Historiker hätten mitgesungen.

Nur wenige würden das heute tun. Wir sind uns der dunklen Seite menschlicher Beherrschung weit stärker bewusst. Der „Sieg“ über das Wasser hatte zahlreiche nachteilige Folgen – verschmutzte Flüsse, anfällige Monokulturen auf Neuland, die umweltfeindliche Gewohnheit des unkontrollierten Wasserverbrauchs. Viele dieser Folgen waren unbeabsichtigt. Wenn Sie zum Beispiel die Geschwindigkeit eines Flusses vergrößern, diesen Fluss in ein schmaleres Bett zwingen und Menschen in seinem Überschwemmungsbereich ansiedeln, haben Sie örtlich begrenztes regelmäßiges Hochwasser gegen weniger häufige, dafür aber wesentlich schädlichere Überschwemmungen eingetauscht, wie uns mehrere „Jahrhundertüberschwemmungen“ an Rhein, Elbe und Oder in den letzten 25 Jahren gezeigt haben. Zahlreiche weitere unerwünschte Umweltkonsequenzen folgten der neuzeitlichen hydrologischen Revolution in Deutschland: Niedrigere Grundwasserspiegel, weitverbreitete Verluste an Feuchtgebieten und Arten, erhebliche Zersplitterung des Habitats, unwiderrufliche Veränderungen der Art, die von Ökologen so reizend als „Humpty-Dumpty-Effekt“ bezeichnet wird.

Warum finde ich „pessimistische“ Darstellungen dennoch inadäquat? Lassen Sie mich sofort sagen, dass es nicht mein Ziel ist, eine naiv „ausgeglichene“ Darstellung anzubieten – wie zum Beispiel die unberechtigte „Balance“ in den Debatten um den globalen Klimawandel. Es gibt keine ernstzunehmende Debatte über die Gefahren des globalen Klimawandels, so wie es auch keine ernstzunehmenden Zweifel an dem zunehmenden Tempo des Aussterbens von Arten oder an der enormen Bedrohung des Süßwasservorrates auf der Welt gibt. Und doch weisen uns diese Beispiele wiederum auf die Frage des Ausmaßes hin. Nichts in der hydrologischen Revolution Deutschlands ist dem Ausmaß der Katastrophen vergleichbar, die durch manche hohen Staudammprojekte in der Dritten Welt hervorgerufen wurden, oder durch das enorme sowjetische Bewässerungsprojekt entstanden sind, das den Aralsee zerstört hat. Auch aus anderen Gründen muss ich meinen Pessimismus qualifizieren.

Dazu gehört zum einen, dass uns der Beweis der durch hydrologische Einrichtungen in Deutschland verursachte Schaden nicht blind machen sollte gegenüber den echten Fortschritten an menschlichem Wohlergehen, die ebenfalls ihre Folge waren.

Zweitens sollten wir bei der Feststellung nicht mehr rückgängig zu machender Veränderungen nicht ignorieren, dass andere Veränderungen durchaus rückgängig gemacht werden konnten und in der Tat in den letzten Jahrzehnten rückgängig gemacht worden sind. Die deutschen Flüsse sind heute weit sauberer als in den Siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die gegenwärtige Politik bezüglich der Hochwasserregulierung sowohl in Deutschland als auch in der EU lehnt gleichzeitig das immer stärkere Einzwängen der Flussläufe ab. Jetzt heißt die Parole, dass, wo immer möglich, die Deiche zurückversetzt werden, um Retentionsbecken entlang des Überschwemmungsbereichs entweder zu schaffen oder wiederherzustellen. Diese „Renaturierung“, wie das genannt wird, bringt ihre eigene Problematik mit sich. Und doch beweisen derartige taktische Veränderungen, was die öffentliche Meinung und der politische Willen zu erreichen vermögen.

Drittens haben sich manche unbeabsichtigten Ergebnisse menschlicher Interventionen paradoxerweise als nutzbringend erwiesen, wie zum Beispiel die Stauseen, die zu Schlüsselstandorten auf den Flugrouten der Zugvögel wurden und heute selbst als wertvolle Ökosysteme verwaltet werden. Dazu noch ein weiteres Beispiel ähnlicher Art. Deutsche Naturschützer der 1920er und 1930er Jahre kritisierten häufig ein Rieselfeld am Nordrand der Stadt Münster. Erst eine spätere Generation von Umweltschützern erkannte, dass auf Grund der Einbuße der Feuchtgebiete diese Anlage begann, Vögel in großer Zahl anzuziehen, denen ihre „unnatürliche“ Entstehung gleichgültig war. Um 1970 traten die Umweltschützer dann auf den Plan, um das an Vögeln so reiche Rieselfeld gegen Vorschläge über den Bau eines Atomkraftwerks an dieser Stelle zu verteidigen.³¹

Statt nun einfach die alten Heldensagen vom Fortschritt der Menschheit auf den Kopf zu stellen, was die Pessimisten in der Regel tun, glaube ich – mit dem amerikanischen Historiker Richard White³² – dass man die Umweltgeschichte nur mit einem Sinn für Ironie schreiben kann. Eine zentrale Ironie ist diese: Was die Naturschützer zu jedem Zeitpunkt erhalten wollten (und immer noch wollen) war (und ist) eigentlich der jeweilige Status quo an einer beliebigen Stelle zwischen einer Serie menschlicher Interventionen und einer anderen – dem Restbestand des „Fortschritts“ von gestern, und zwar nachdem er die Patina der „Natürlichkeit“ angenommen hat. Hier-

³¹ Uekötter: *The Green and the Brown* (wie Anm. 25), S. 174–175.

³² Siehe White, Richard: *The Natures of Nature Writing*. In: *Raritan*, Fall 2002, S. 145–161, und *The Organic Machine: The Remaking of the Columbia River*. New York 1995.

zu ein Beispiel: Seit der Wiedervereinigung Deutschlands dient die „Natürlichkeit“ des Oderbruchs östlich von Berlin als Anreiz. „Die Natur ist noch intakt“, steht in einer Sammlung von Fotografien. Das Gebiet sei „ein einmaliges Naturparadies“, behauptet ein einheimischer Schriftsteller.³³ Das ist jedoch schlicht unwahr. Jede Touristikbroschüre schwärmt von dem schönen gelben Teppich von Adonisröschen, die jedes Jahr im Frühling das Gebiet bedecken, verschweigt aber, dass das Adonisröschen eine eurasische Einbürgerung darstellt. Die „Natur“ im heutigen Oderbruch ist das, was Menschen aus ihm gemacht haben. Naturschützer haben allzu oft ein unrealistische Bild von der Vergangenheit gemalt und sie mit makellosen Eigenschaften versehen, die seit langem von sich wandelnder Nutzung durch die Menschen gezeichnet waren. Unbewusst tat dies vor einem Jahrhundert der Moormaler Otto Modersohn, der in seinem Tagebuch bekannte, „die Natur ist unsere Lehrerin“ – und dann hinzufügte, dieser ziemlich konventionelle Gedanke sei ihm „auf der Brücke, die dort über den Kanal führt“ gekommen.³⁴

Diese Betrachtung führt mich nun zu einem letzten Thema. In meinem Buch beziehe ich mich auf viel Quellenmaterial von Malern, Schriftstellern, Reisenden und anderen Beobachtern der Landschaft. Es war typisch für sie, wie Otto Modersohn, nach unten zu blicken – wenn auch in der Regel aus größerer Höhe als von der Brücke über den Kanal. Und so sehen die Leser einen Stich von Matthäus Merian, einen Blick aus der Vogelperspektive auf den Oderbruch vor seiner Trockenlegung, gefolgt von den Beschreibungen späterer Beobachter, die auf das neu gewonnene Land hinabblickten und (nach den Worten von Ernst Breitzkreutz) „einen großen und schönen Garten“ oder (mit Theodor Fontane) eine Landschaft mit dem Eindruck des „Reichtums und beinahe holländischer Sauberkeit“ sahen.³⁵ Ich habe ähnliche Aussagen von Malern und Schriftstellern benutzt, die vor und nach seiner Begradigung auf den Oberlauf des Rheines hinunterschauten; und das Buch enthält ebenso Beschreibungen von Beobachtern, die voll Melancholie auf Täler blickten, die kurz darauf hinter Staudämmen ertrinken sollten, wie Schilderungen von Schriftstellern, die von dem neuen Gewässer verzaubert waren, das die gleichen Täler füllte – ein Genre, das als Talsperrenromantik bekannt wurde.³⁶

³³ Das Oderbruch. Bilder einer Region, o.O. 1992, S. 5; Nippert, Erwin: Das Oderbruch. Berlin 1995, S. 216.

³⁴ Makowski, Henry/Buderath, Bernhard: Die Natur dem Menschen untertan. München 1983, S. 226.

³⁵ Breitzkreutz, Ernst: Das Oderbruch im Wandel der Zeit. Remscheid 1911, S. 126; Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3 Bde., München 1992, Bd. 1, S. 560.

³⁶ Pauli, Jean: Talsperrenromantik. In: Bergische Heimat 4, August 1930, S. 331–332.

Solche Panoramen wechseln sich mit Veduten ab, in denen die Erde an das Wasser stößt – das ist der Anblick, der sich den Fischern und Jägern, den Technikern und Bauarbeitern, den Landwirten und Botanikern bot. Diese beiden Perspektiven unterscheiden sich in mehr als nur der Blickhöhe. Sie drücken aus, dass die natürliche Landschaft in zwei verschiedenen Gestalten auftritt: Sie ist eine durch den Beobachter geschaffene Konstruktion; sie ist aber auch die materielle Realität von Stein, Erde, Vegetation, Schlamm und Wasser. *Beide* verdienen unsere Aufmerksamkeit.

In der Neuzeit haben Deutsche ihre natürliche Landschaft zu Fundgruben für kulturelle und politische Inhalte umgemünzt – der Romantische Rhein, der Deutsche Rhein, Deutschland „ein einziger grüner Garten“, usw. Flüsse und Moore wurden zu Wahrzeichen menschlicher Hoffnungen und Ängste – Eroberung und Verlust, Schönheit und Hässlichkeit, Eintracht und Zwietracht. In den letzten Jahren haben sich viele Historiker um die Vermessung derartiger geistiger Topografien bemüht, und mit gutem Grund. Sie sind nämlich Teil der Geschichte. Manchmal aber, wenn ich schon wieder einen Artikel über eine „imaginierte“ oder „konstruierte“ Landschaft lese, dann möchte ich am liebsten mit Gertrude Stein (die sich hier auf die Stadt Oakland bezog) klagen: *There's no there there* – dort ist aber kein Dort.

Ein ausgeprägter Ortssinn war früher einmal in Geschichtsbüchern herkömmlich. Das geschichtliche Terrain war nicht nur eine Metapher; man konnte es abschreiten, und viele Historiker taten das auch. Das traf im 19. Jahrhundert zu – ehe die auf den Archiven fußende politische Geschichte Oberhand gewann. Unter dem Einfluss der *Annales*-Schule wurde es wieder aktuell. Jetzt, in unserem Zeitalter der virtuellen Realität, klingt es wieder ziemlich altmodisch. Ich glaube aber, dass wir gegenwärtig das Pendel wieder in Richtung einer stärker geografisch bedingten, materielleren Geschichte schwingen sehen – und die Umweltgeschichte, die sich zwangsläufig auf die Arbeit von Kartografen, Botanikern und Ökologen stützt, stellt einen bedeutenden Aspekt dieser Tendenz dar.

Das bedeutet jedoch nicht, dass wir die kulturelle Dimension unserer Analyse zum alten Eisen werfen sollten. Es ist durchaus möglich, ja sogar wünschenswert, in unseren Darstellungen – wenn wir uns zum Beispiel für die Geschichte deutscher Mooregebiete seit dem 18. Jahrhundert interessieren – sowohl die berühmte Beschreibung des „schaurigen Moors“ durch die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff als auch die Ergebnisse von Pollenanalyse und Moorarchäologie zu erwähnen. Es gibt wohl manchmal eine Spannung zwischen den beiden Vorstellungen; es ist aber eine produktive und illuminierende Spannung. Ich komme also wieder auf den Unterschied zwischen „Natur“ (einer kulturbedingten Projektion menschlicher Vorstellungen) und „Natur an sich“ (den Komplex der Lebensformen auf der Erde, einschließlich

des Menschen) zurück und möchte zum Schluss feststellen, dass die gemeinsame Betrachtung der beiden zu besserer Geschichtsschreibung führt, als wenn sie getrennt voneinander erforscht werden.